

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

14)

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

IX.

Müllerhannes saß in seiner Stube, beide Ellenbogen aufgestützt und den Kopf zwischen die Fäuste gestemmt. Vor ihm lag der Hund, schob ihm ab und zu die Schnauze aufs Knie und leckte ihm die Nase; aber sein Herr war heut' zu keinem Scherz aufgelegt. Ueber dem Kanapee saß der junge Hannes in der schmutzigen Uniform auf dem sich bäumenden Schemel, aber auch dahin warf der Herr heut' keinen Blick. Er mußte denken — denken.

Nun war Martini ins Land geritten — draußen wirbelte der Schnee — er hatte die fälligen Hypothekenzinsen nicht zahlen können.

„Kreuzdonnerwetterparaplei!“ Einen Fluch stieß er aus und biß die Zähne aufeinander.

Daß ihn auch sein Freund, der Schmitz von Wittlich, im Stich gelassen! Wer hätte das je gedacht! Also man verspricht etwas — hoch und heilig — und dann denkt man gar nicht daran, es zu halten?! Hannes drückte sich die Fäuste gegen die Stirn — war's möglich? Das wollte ihm nicht in den Sinn. Sie hatten doch mit einander getrunken, wie zwei Brüder, ein Herz und eine Seele — und der hatte gesagt: „Ich legen en gut Wort ein — ich —“ und hatte sich dabei auf die Brust geschlagen — „brauchst die Zinsen nicht zu zahlen, Müllerhannes!“

Zawohl — mit den Achseln hatte der jetzt nur gezuckt und war verlegen gewesen und hatte von gar nichts mehr zu wissen vorgegeben.

Und heute, heute in aller Frühe — Hannes sprang auf und ging unruhig, mit schweren Schritten in der Stube auf und nieder — war ihm ein amtliches Schreiben ins Haus gekommen — leichenblaß war die Tina geworden, als sie's Siegel gesehen — die Bank verlangte Sicherheit für die fehlenden Zinsen, sonst —

Er wagte es nicht auszudenken. Mit einem Satz war er am Fenster, legte die heiße Stirn an die Scheiben und starrte hinaus auf den Hof. Da stand sein Holz, Bretter, hochaufgestapelt — ein rechter, hoher Haufen — haushoch, das war immer sein Stolz gewesen — verkauft waren sie noch nicht, nicht einmal bestellt, auch die Bestellungen fingen ihm ja die Gallunken oben am Bach ab, so gut wie das Wasser, — und daneben, noch in den Ketten, wie die Säule sie auf den Hof geschleppt, lagerten die Stämme, die er auf der letzten Holzauktion im Kunowald gesteigert. Sie ruhten unterm Schnee, wie tote Niesen. Dazumal war's ein herrlicher Sommertag, — die beiden oben vom Bach waren auch dabei gewesen — da hatte er sich verleiten lassen, eigentlich mehr zu steigern, als er gebrauchte. Was hatten die beiden für Gesichter geschnitten, als er sie mit seinem Steigern in die Höhe trieb und dann doch noch ihr Angebot überbot. Noch jetzt mußte er darüber lachen.

„Saha!“

Schönes Holz, teures Holz — aber mochte es denn hingehen als Sicherheit für die nicht bezahlten Zinsen! Mit dem Verkauf anderswohin schien's ja doch nicht zu glücken — wie verhext war's mit dem Wein! An der Mosel hatten sie schon seit Jahren keinen tüchtigen Fässerbedarf — da war's denn egal, wer die Hand auf das Holz da legte: mochte die Bank es immer nehmen, die beiden oben am Bach waren ja doch drum gepörscht! Das freute ihn.

Und hierüber fing er an zu vergessen, was ihn drückte.

Am Mittag war Hannes ganz guter Laune; er nährte sich mit dem Hund und auch mit der Kränz, die gurrte wie eine Lachtaube. Weiß Gott, von ihrer Mutter hatte sie's Lachen nicht gelernt! Die sah da, wie die reine Trübsal, stocherte im Essen und brachte keinen Bissen über die Lippen. Das kostete den Mann. Warum war das Weib nur immer so — andre Weibsbilder waren doch wohlgenut?! Immer diese Miene, wie: Gott erbarm dich! und heut' wieder rotgeweinte Augen — warum denn?

„Wann 't Wasser wieder knapp wird in der Mühl, kann's

Du ja aushelfen,“ sagte er, es klang noch wie gutmütiger Spott, aber schon grollte ein kommender Born darin.

Kränz prustete laut heraus. Tina erwiderte nichts, aber sie stand vom Tisch auf, ganz grünlich-blaß; und als die Magd nachher in die Küche kam, stand die Frau am Schuttstein und stöhnte.

„Tina, Tina,“ schrie der Herr innen. Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Da mußte die Magd hineingehen und melden, daß der Frau die Galle übergelaufen sei.

„Et is ihr übel geworden,“ sagte sie.

Hannes ließ anspannen — was sollte er zu Haus? Es litt ihn nicht. Er hieß das gute Silbergeschirr nehmen — mit gerade, allen zum Trost — und als der Knecht Einwendungen machte: Das saubere Chaischen bei dem unsauberen Wege? fuhr er dem grob über's Maul. Das waren seine Chaise und seine Pferde und gingen keinen andren Menschen was an.

Er fuhr im Galopp gen Manderscheid. Heut' nicht auf Umwegen durch die Schluchten, sondern stracks das Thal entlang, an den beiden Mühlen vorbei, die breite, weithin sichtbare Serpentine hinauf. Wen brauchte er zu scheuen? Niemand.

Als er dicht bei den Mühlen vorbeikam, Matschte er recht auffällig mit der Peitsche; es zeigten sich denn auch einige Gesichter hinter den Fenstern und das beruhigte ihn. Ja, gafft nur, gafft — das schönste Holz hab' ich doch! Er vergaß darüber, auf das sich flugs drehende Mühlrad zu schauen, und überhörte das Rauschen und Brausen des Wehrs.

Müllerhannes fuhr schnell hinaus gen Manderscheid. Jetzt war die Zeit gekommen, heut' gerad' der rechte Tag dazu, mit allem reinen Tisch zu machen. Das Gesicht, mit dem er nach dem Mosenkopf blickte, war trozig. Der schaute heut' auch finster mit seiner schwarzen Labakuppe, über der ein düsterer Wolfenball hing. Schwer drückte der Berg das Thal und hing dräuend über den weißen Mühlen im Grund.

Ja, wartet mir, wartet Ihr da, Euch wird der Bürgermeister schon mores lehren. Der alte Dallmer war ein braver Mann und liebte die Eifel, und die darin geboren, der würde ihm schon guten Rat geben und ihm zu seinem Recht verhelfen, des war der Hannes gewiß.

So fuhr er rasselnd vor, schaute hochgehobenen Kopfes die Gasse zum Hause des Laufeld hinüber und schritt dann hallenden Schrittes in die Bürgermeisterei von Manderscheid.

Der Bürgermeister war ihm immer wohlgesinnt gewesen — war der doch selber ein Eifelsohn, einer aus altem Bauernblut, groß wie ein Bauer, dazu breitschultrig, mit einem Stiernaden — heut', als er ihm am Pult gegenüber saß, dünkte dem Hannes seine Miene nicht so freundlich. Aber der Herr mochte mißgestimmt sein — was hat auch so ein Bürgermeister nicht alles für Scherereien! Rasch entschlossen und ohne viel Umschweife brachte er sein Anliegen vor. Die zwei Müller, ober ihm, an der Kleinen Kuhl, der Herr Bürgermeister mußte schon, die zwei neuen, die mußten fort, die nahmen ihm das Wasser, die fingen ihm die Forellen, die — kurz und gut, das ging nicht an, weg mußten sie!

Er hatte sich in Eifer geredet und seine Augen sprühten. Als er geendet, sah er erwartungsvoll drein. Der Dallmer mußte doch gleich ihm jetzt entrüstet aufspringen und mit der Hand aufs Pult schlagen: fort müssen die! Der war doch ein Gerechter!

Aber nichts von dem. Ein gewisses Mitleid war in dem Blick, den der Bürgermeister auf den Müller richtete.

„Gemach, gemacht,“ sagte er, „immer langsam! Erzähl' mir noch ehs die Geschichte!“

Und der Hannes erzählte noch einmal. Er verhehlte es nicht: die andren mahlten alles Korn und schnitten alle Bretter, er hatte das Nachsehen. Und doch gehörte das Wasser ihm, ihm ganz allein!

„An dat Wasser — wie is et damit — habt Ihr dat gepaßt?“

Hannes lachte. „Ne.“

„Bezahlt?“

„Ne.“ Hannes war ganz verblüfft. Wie komisch der Herr Bürgermeister fragte? So war es doch schon seit Lebzeiten gewesen, seit fünfzig Jahr, seit hundert, vielleicht seit tausend. Das Wasser gehört der Maarfeldener Mühl' wie dem Bauer die Eifel, um darauf zu leben, wie der Müde die Luft, um darin zu tanzen.

„Ihr seid falsch berichtet,“ sprach der Bürgermeister und brühte den Auffahrenden auf den Stuhl nieder. „Et is mir leid, Müllerhannes, aber ich zweifeln, wat Ihr da Euer Recht nennt, dat Ihr dat kriegt. Wat man so gemeinhin „Recht“ nennt, is net immer Recht, Ihr —“

„Ich werden doch noch et Recht auf mein Wasser han,“ brauste Hannes auf.

„Et is net Euer Wasser — versteht Ihr? Die Kleine Nyll hört dem Fiskus, un alle, die Steuer zahlen und die Erlaubnis nachholen —“

„Ne wat, Fiskus hin, Fiskus her, der Bach is mein — ich wohnen dran, eso lang ich leben, meine Voreltern han dran gewöhnt, so lang se lebten, folglich hört der Bach uns. Da sagen Se mir nix dawider, Herr Bürgermeister, ich glauben et doch net. Des wär ja affkerat eso, als wenn den Herrgott auf einmal sagen thät: runter von der Erd', Ihr habt nix drauf zu suchen! Ne, Herr Bürgermeister, der Bach is mein, un die Kerls han nix dran zu suchen!“

„O Du Proh!“ Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Warum einigt Ihr Euch net güttlich, Ihr drei? Wann Ihr den Leut' en gut Wort gebt, sperren se Euch sicher dat Wasser net ab.“

„En gut Wort — da bin ich sonst nie dawider, Herr Bürgermeister — aber ich werden doch net bitten, wo ich zu fordern han!“ Er reckte sich in seiner ganzen Massigkeit, das Blut, das ihm zu Kopf gewallt, füllte schwellend die Ader an seiner Stirn und färbte sie blau. Er fuhr mit der Hand nach den Augen — es war ihm plötzlich dunkel geworden vor dem Blick, schwarze Fliegen tanzten ihm vor der Pupille. Wie ein Schwindel erfaßte es ihn, und in seinen Ohren rauschte es. Mühsam stand er auf, die Stuhllehne umklammernd.

„Ich klagen!“

„Wat is Euch?“ Der Bürgermeister sah ihn ganz besorgt an. „Ihr fahrt allerweil in de Chais, Müller, geht lieber per pedes, dat is Euch gefunder. Ihr seid zu dickflüssig!“

„Klau!“ Nun lachte Hannes schon wieder, aber es war ein fremder Klang in seinem Lachen. „Wann mer fahren kann, wird mer doch net laufen.“

Ein paar Augenblicke stand er in Gedanken verloren, dann fragte er noch einmal: „Also Herr Bürgermeister, Ihr thätet net klagen an meiner Stell?“

„Ne.“

„No, — dann adju!“ Hannes drehte sich kurz ab und ging zur Thür. Da wendete er sich aber doch noch einmal, er hatte etwas vergessen. „Un wann den Laufeld auf mich schimpft, wann hän sagt, ich wär en Schuldenmacher, einen, den unter Kuratel gestellt müßt werden — o, den Lauskerl, den Lump! — Herr Bürgermeister, sollen ich da auch net klagen?“

Seine Stimme war nicht mehr laut, sie war heiser geworden; der starke Mann zitterte vor Erregung.

Wieder wurde der Blick des Bürgermeisters trübe — ein Mitleid war driu und ein Schmerz — ach, der da, der ließ sich nicht raten! Der war wie so mancher, wie so manches hier zu Land, ungebündigt und roh, nicht unter richtiger Hand gewesen — schade d'rum! Bürgermeister Dallmer seufzte — gerad' tönte die Glocke der Kirche drein — er schüttelte den Kopf: auch die schaffte es nicht, nein!

„Hannes,“ rief er, „laßt Euch doch raten, laßt doch den Laufeld schwägen — wer weiß, ob es wahr is — einigt Euch güttlich mit Euren Konkurrenten — Mann, hört auf mich!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Thee.

Im Verhältnis zur gewaltigen Bevölkerung der Erde sind die Nahrungsmittel nicht sehr verschiedenartig. Die Geschichte der Kultur beweist sogar, daß die Verschiedenartigkeit immer geringer wird, und daß gewisse Nahrungs- und Genussmittel unter Verdrängung anderer, die nur von lokaler oder provinzieller Bedeutung waren, international geworden sind. Kartoffeln und Mais haben ihren Siegeszug durch die Welt angetreten, und von Kaffee und Thee läßt sich dasselbe sagen. Die Gründe liegen in den gesteigerten Verkehrsverhältnissen, in der Zunahme des Handels, in der sachwissenschaftlichen Beeinflussung des Ackerbaues und in den Fortschritten der Chemie, die den Nährwert der Nahrungs- und Genussmittel feststellt.

Kaffee und Thee galten im 18. Jahrhundert in Europa noch als Luxusgetränke, die zu genießen sich nur wenige begüterte Personen getrauten, und heute gehören sie zu den beborzugtesten Getränken des Volkes, ohne die auszulommen kaum möglich wäre. Aber in Europa nicht allein, sondern auch in den andren Erdteilen haben sich

schon längst Millionen von Menschen mit dem Genuß von Kaffee und Thee eng befreundet, mag der Bezug dieser Artikel auch aus weiter Ferne erfolgen.

Engländer, Russen, Scandinavier, Amerikaner, Chinesen und Japaner trinken Thee, wir Deutsche bevorzugen den Kaffee. Immerhin hat sich in Deutschland der Theeverbrauch seit 1884 fast verdoppelt: damals entfielen auf den Kopf der Bevölkerung 0,07 Pfund Thee, im Jahre 1900 aber schon 0,12 Pfund. Es hängt diese Zunahme mit der wachsenden Bewegung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und mit der Steigerung der Theeproduktion in den asiatischen Ländern zusammen. Vornehmlich haben die Engländer ein gewaltiges Mehr in den Theehandel geworfen, nämlich den Ceylonthee, der vor einem Jahrzehnt noch gänzlich unbekannt war, nun aber durch die Energie englischer Geschäftsleute eine immer größere Verbreitung in der ganzen Welt gefunden hat. Andre Gründe mögen die Empfehlungen unsrer Aerzte, die den Theegenuß beim Frühstück für erheblich verdauungsbefördernder als den Kaffee genuß halten.

Wer trotz der eingetretenen Steigerung will der deutsche Theeverbrauch wenig bedeuten gegenüber demjenigen Englands, wo er sich im Jahre 1900 auf 6,10 Pfund für den Kopf der Bevölkerung belief. Noch mehr springt der Unterschied bei einem Vergleich des Gesamtverbrauchs ins Auge: in Deutschland hat er in eben demselben Jahre 1900 nur 6 719 000 Pfund, in England hingegen 249 792 000 Pfund betragen. Und England wird übertrumpft von Australien, denn hier entfielen auf den Kopf der Bevölkerung nicht weniger als 7,81 Pfund Thee. Es wird also in diesen Ländern vierzig- bis fünfzigmal mehr Thee getrunken als bei uns, eine Erscheinung, die sich wesentlich dadurch erklärt, daß England in seinem indischen Kolonialreiche große Theeplantagen besitzt, auch den überseischen Theehandel in Händen hat und in dem Theegenuß ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen die Gefahren des feuchten, nebelreichen Klimas findet.

Die Länder, die für die Theeproduktion in Betracht kommen, sind China, Japan mit Formosa, Java und Indien mit Ceylon. China steht noch immer an der Spitze. Hier wird der Thee schon seit undenklichen Zeiten in zahllosen Varietäten gebaut, die ebenso unterschieden werden, wie bei uns der Wein. Die einzelnen Sorten unterscheiden sich durch frühere oder spätere Ernte, das Sortieren der Blätter, die Art des Röstens, die künstlich gedrehte Form der Blätter und gewisse Verfahrensweisen, die gewöhnlich ein Geheimnis des Pflanzers bilden. Nicht immer ist eine Theesorte im nächsten Jahre von gleicher Güte, vielmehr kann sie besser oder schlechter sein, je nachdem unter dem Einflusse der Bitterung die Ernte ausgefallen ist. Gemeinhin gelten als gute chinesische Sorten Oolong und Souchong, von denen dieser eine sorgfältiger behandelte Abart des Congou ist. Diese Namen weisen nicht etwa auf die Distrikte hin, wo der Thee gebaut wird, vielmehr bedeutet Oolong „schwarzer Drache“, Congou „Lohn der Arbeit“ und Souchong „kleine Sorte“. In der Ausfuhr bilden Oolong und Souchong nur einen geringen Prozentsatz. Das gleiche gilt von der feinsten Sorte, dem Pecco. Die Bedeutung von Pecco ist so viel als „weißer Flaum“, und die Bezeichnung ist insofern gerechtfertigt, als dieser Thee auf seinen Blättern mit feinen, weißen Härchen bedeckt ist. In der ganzen chinesischen Ausfuhr macht der Pecco höchstens ein Prozent aus. Wenn nichtsdestoweniger die Menge des Pecco im Handel größer erscheint, so liegt das an den Nachahmungen: durch starkes Parfümieren sucht man geringwertigen Sorten den wunderbaren Duft des echten Pecco zu verleihen und sie unter dieser stolzen Flagge segeln zu lassen; aber zum Betrüger ihrer niederen Herkunft wird ihr schlechter Geschnad.

Als Haupttheemärkte in China gelten die vertragsmäßig geöffneten Häfen Foochoo, Hankow und Ningpo. Wer größere Posten Thee kaufen will, zieht einen sogenannten „Theeschmeder“ zu Rate, also einen Sachverständigen, der mit seiner Zunge die zahlreichen Sorten prüft und genau weiß, wie der Geschnad bezüglich des Thees bei den verschiedenen Nationen beschaffen ist. Die Amerikaner lieben die herberen Sorten nebst der grünen Art, während die Europäer Congou und ähnliche Sorten, also schwarzen Thee, bevorzugen.

Der „grüne“ Thee ist lediglich schwarzer Thee, der mittels eines künstlichen Färbemittels grün gefärbt ist. Da das Mittel durchaus ungefährlich ist, so ist der Feldzug, der vor einigen Jahrzehnten von England aus gegen den grünen Thee unternommen wurde und zu dem Schlagwort „death in a teapot“ — Tod im Theetopf — führte, völlig ungerichtet gewesen und wahrscheinlich nur geschäftlichen Interessen entsprungen. Immerhin ist die Fabrikation von grünem Thee erheblich zurückgegangen: sie beträgt jetzt kaum noch 15 Proz. der gesamten chinesischen Ausfuhr. Die Chinesen selbst trinken keinen grünen, sondern nur schwarzen Thee und bevorzugen überhaupt nicht geröstete, sondern nur an der Sonne gebörte Sorten, die dem Geschnad des Auslandes nicht entsprechen. Echte Thee-Gourmets pflegen den Thee so stark zu trinken, daß er eine braunschwarze gallertartige Masse von geradezu berausender Wirkung bildet. Milch und Zucker werden nicht hinzugesetzt, wohl aber wird, wenn der Thee nicht gar zu dickflüssig ist, eine Jasminblüte hineingetaucht, deren Duft dem Getränk ein eigenartiges Aroma verleiht. Die ärmere Klasse begnügt sich natürlich mit schwächerem Thee und auch mit minderewertigen Sorten. In dieser leichteren Form ist er ein wirkliches Nationalgetränk, das an Stelle des gewöhnlichen Wassers tritt und während der heißen Sommertage zur Erquickung für jedermann in großen Trögen in Städten und Dörfern bereit steht und unentgeltlich zu entnehmen ist.

Auch in Japan steht der Thee hoch in Gunft. Einer der berühm-

testen Bezirke für Theekultur ist der von Koto, wo der Anbau von Thee schon seit dem 12. Jahrhundert betrieben wird. Neuerdings sind die Japaner, nachdem sie durch den letzten Krieg mit China in den Besitz der Insel Formosa gelangt sind, eifrig bestrebt, auch dort die Theekultur, die schon vor dem Kriege sehr bedeutend war, noch mehr zu fördern. Im Theehandel spielt Formosa längst eine hervorragende Rolle, und sein Markt ist um so beliebter, als hier die ausländischen Käufer mit den Pflanzern in direkte Verbindung treten können, während in China wegen der entfernten Lage der Pflanzungen von den Theemärkten Mittelpersonen notwendig sind, die häufig das Geschäft erschweren und verteuern.

Bezeichnend für die Verehrung, die die Japaner dem Thee bezeugen, sind auch die feierlichen Theegesellschaften, die Chanoyas, die zu den geselligen Freuden der japanischen Damen gehören und bei denen das Theebereiten unter sehr strengen und ernstesten Ceremonien geschieht. Zur guten Erziehung einer Dame ist es unbedingt erforderlich, daß sie bei solchen Gesellschaften den Thee nach uraltem Brauche anzurichten versteht, und es wird ihr daher diese Kunst schon frühzeitig von kundigen Lehrerinnen mit den höchsten Feinheiten beigebracht. Erforderlich zum Anrichten sind ein mit glühenden Kohlen gefüllter Unterfah, ein großer Bronzegefäß zum Kochen des Wassers, ein feines Gefäß aus rotem Lach zum Nachgießen des kalten Wassers, ein langgestieltes Schöpfmeißelchen, ein mit einem Eisenbeindeckelchen versehenes Döschen, in dem sich pulverisierter Thee befindet, und Steingutschalen, aus denen getrunken wird. Alle Handlungen mit den einzelnen Geräten werden mit möglichst grazioser Stellung der Finger und in genau vorgeschriebenen Bewegungen ausgeführt. Langsam beschreift die Hand einen Bogen, ergreift dann das Gerät, hält es erst eine Weile senkrecht und führt es nun wagerecht vor die Stirn, um endlich die eigentliche Verrichtung vorzunehmen. Besonders wichtige Handlungen sind das Einfüllen einer kleinen Menge von Theepulver in die Schale, das Aufgießen des heißen Wassers und das Quirlen mit einem Pinsel aus gespaltenen Bambusstäben, das so lange geschieht, bis der aufgegoßene Thee schäumt. Nachdem erst lamm er getrunken werden. Zu diesem Zweck umfaßt der Gast die Schale mit beiden Händen, führt sie langsam zum Munde und leert sie in drei Zügen, jedesmal an einer andren Stelle ansehend.

Soweit der ostasiatische Thee aus China stammt, wird er auf dem Seewege nach Australien, Amerika und Europa oder auf dem Landwege nach Rußland transportiert. Die Russen, deren Theeverbrauch sich im Jahre 1900 auf 116 532 000 Pfund belief, nennen den über Land transportierten Thee „Lederthee“, den über See transportierten hingegen „Schilfthee“. Der Grund liegt in der Verpackung. Es sind nämlich die Kisten mit Lederthee in Häute, mit dem Haar nach innen, eingenaht, während der Schilfthee eine Umhüllung aus Schilf erhält.

Die Behauptung der Russen, daß der Lederthee sein feines Aroma länger bewahre und von feinerem Geschmack als der Schilfthee sei, dieser hingegen ein starkes, scharfes Aroma besitze und durch den Seetransport gelitten habe, trifft zu. Der Schilfthee wird denn auch nur im Süden und Westen Rußlands getrunken, aber im gesamten übrigen Reiche der Lederthee, den man auch wohl als „Karawanenthe“ bezeichnet. Seine gewöhnlichste Sorte ist der Ziegelthee, den die Chinesen aus dem Abfall des schwarzen Waichot-Thees herstellen. Auf der Messe in Nishni werden an Ziegelthee für mehr als fünf Millionen Rubel abgesetzt. Auch ein bereits in China gepreßter Thee in Form viertelbündiger Tafeln kommt in den Handel und findet, da er trinkbar ist, seine Abnehmer. Weniger zahlreich sind die Liebhaber des englischen Ceylonthees. Zwar besitzt er ein kräftiges, würziges Aroma, aber er hinterläßt einen starken Rückstand. Man benutzt ihn in Rußland zur Mischung mit chinesischem Thee und in Gegenden, deren Trinkwasser hart ist.

Es liegt auf der Hand, daß die große sibirisch-mandschurische Eisenbahn, wenn erst ihr Betrieb auf der ganzen Linie von Wladivostok bis zum Baikalsee und weiter bis nach Tscheljabinsk ein völlig geregelter ist, dem bisherigen, außerordentlich umständlichen Landtransport des Lederthees ein Ende bereiten wird. Man wird den Thee von Santow zu Schiff nach Wladivostok schaffen und ihn hier zur Bahn bringen, die ihn ohne Umfrachtung direkt nach Moskau führt. Hiermit werden auch Stapelplätze wie Kjachta und Tomsk an Bedeutung erheblich einbüßen, eine Wandlung, die sich zum Nachteil dieser Städte schon jetzt bemerkbar macht. Vielleicht wird sogar eine Verbilligung des Thees eintreten, wenn die Bahnfracht nicht so hoch kommt wie der Landtransport, der jetzt den Thee um das Doppelte des Einkaufspreises verteuert. Ob die Messe von Nishni unter den veränderten Transportverhältnissen ihre Bedeutung für den Absatz von Thee beibehalten wird, läßt sich vorerst nicht sagen. Wahrscheinlich sind die Tage ihres Glanzes gezählt, und zwar zu Gunsten Moskaus, wo schon längst die Großfirmen des russischen Theehandels, die den Thee ins Reich und auch ins Ausland senden, ihren Sitz haben. Der Versand von der alten Jarenstadt aus geschieht in kleinen Paketen von einem bis ein acht Pfund. Für Sendungen nach dem Auslande wird eine Rückerstattung des Zolles im Betrage von 13 Rubel Gold für das Pud (gleich 16,38 Kilo) gewährt. In diesem Falle werden die Pakete mit der Regierungsbänderole versehen, so daß sich im Auslande der aus Rußland bezogene Thee sicher erkennen läßt.

Erheblich einfacher ist der Transport des Thees, den die Engländer aus China, Formosa, Indien und Ceylon beziehen. Von den Hafenplätzen Asiens fahren die Seeschiffe mit ihrer wertvollen Ladung direkt bis London, wo die gesamte Menge in den Docks aufgestapelt wird. Hier finden im Jahre mehrere große Theeauktionen statt,

auf denen kolossale Werte umgesetzt werden. Die Bieter sind nicht allein englische Firmen, sondern auch solche fremder Nationen. Das Gebot erfolgt auf Grund ausliegender Proben, zu deren Beurteilung langjährige Erfahrung erforderlich ist. — Georg B u h.

Kleines feuilleton.

re. Ein Briefschlüssler. In Deutschland ist die Verletzung des Briefgeheimnisses durch die Staatsregierung kaum je in so ausgebreitetem Maße betrieben worden, wie in den Zeiten der Demagogerieherei und der heiligen Alliance unter der Regide des preussischen Ministers Ragler, der von 1823-46 als Generalpostmeister des preussischen Staates fungierte und außerdem von 1824-35 preussischer Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M. war. Zeitweilig geradezu die rechte Hand Friedrich Wilhelms IV., verdient er wegen allerlei Verdienste dauernden Nachruhm. Da ist z. B. seine hartnäckige Opposition gegen den Bau von Eisenbahnen zu nennen, weiter in mehr als einem Fall genialer Hereinfall auf die einfältigsten Schwindelereien von Lockpizeln. Am meisten aber leistete er im Durchschneffeln von Briefen, worin er augenscheinlich seine wichtigste Aufgabe als Generalpostmeister erblickte. „An die albernen Brieföffnungsstruipel“, so stellt Ragler noch im August 1842 seinen grundsätzlichen Standpunkt fest, „habe ich mich nie angegeschlossen und der dummen Bosheit Geschwäh dieser Art überlassen“. Den Meister der edlen Kunst verehrte er in einem christlichen Bundesbruder von der heiligen Alliance, in dem russischen Großfürsten Konstantin. Ragler erzählte gerne, wie dieser wadere Moskowiter ihm einmal in einer weitaufgigen Unterhaltung über das interessante Thema mitgeteilt hatte, daß er wahrscheinlich die ausgefeilteste Sammlung von unterschlagenen Briefen besitze; er habe sie in Maroquin binden lassen und sie machten in 33 Bänden seine Kabinettsbibliothek und interessanteste Lektüre aus. Hinter dem erlauchten Vorbilde nun bemühte Ragler sich nicht zurückzubleiben. Ueberall sahen in den preussischen Postämtern seine Leute, deren Aufgabe es war, die Briefe zu perustrieren, zu durchleuchten, und wenn von öffentlichem Interesse, zu „interzipieren“, abzufangen und an den obersten Leiter des organisierten Briefdiebstahls weiterzubefördern. In Saarbrücken zum Beispiel sah ein gewisser Dpfermann, der die Depeschen der französischen Regierung an ihren Berliner Gesandten erbrach und bedeutungsvolle Briefe an Ragler sandte. Nach der Juli-revolution von 1830, als ein legitimistischer Kreuzzug gegen Frankreich in der Nähe war, errichtete Ragler an den Grenzen, in Köln, Trier und Saarlouis, „Neuigkeitsbureau“, in denen alle von Frankreich kommenden Briefschaften systematisch durchschneffelt wurden. In eigenen Lande wurde nicht nur die Korrespondenz möglicherweise „staatsgefährlicher“ Personen kontrolliert, sondern auch die preussischen Beamten bis in die höchsten Regionen hinaus. Als Ragler als Bundestags-Gesandter in Frankfurt weilte, hielt er es nicht für einen Raub, die Briefe des eigenen Gesandtschaftspersonals erbrechen zu lassen. Und zwar nicht etwa bloß gelegentlich, sondern regelmäßig. „Ein für allemal steht fest“, so instruiert er am 21. Juli 1833 sein vertrautes Werkzeug, den Hofrat Kelmner, „daß Sie wie früher die Post- und Kurierpakete öffnen und die Briefe etc., die darin sind, befördern . . . Senden Sie die Berichte jedesmal weiter und melden mir den Inhalt nur ganz im allgemeinen.“ Man kann sich also nicht wundern, von dem Gesandtschaftssekretär Korbst zu erfahren, in Raglers Haus sei von „einem Mitgliede der Gesandtschaft in Segentwart und unter Beifall der andren ausgesprochen worden: daß es ein glücklicher Tag für das Personal sein werde, wo man in scheinbarer Trauer der Leide des gegenwärtigen Chefs zu folgen haben werde.“

Das Perustrieren wurde auch bei allen Briefen von und an preussische Gesandte im Auslande gründlichst besorgt. Der Gesandte beim päpstlichen Stuhl, der berühmte Geschichtschreiber Niebuhr, klagt darüber mehr als einmal. So schreibt er einmal von Rom an seine Freundin Hensler: „Es sind sogar die Schreiben der geistlichen Behörden, die ich bekomme, plump geöffnet und werden unterwegs aufgehoben, worüber ich bei meinem Ministerium bittere Klage geführt habe; es geschieht vermutlich zu Frankfurt.“ Ein andermal an dieselbe: „Ich schrieb Dir vor vierzehn Tagen unter Einschluß und will hoffen, daß der Brief so dem Brieferebrechungs-Comptoir zu Frankfurt entgangen sein wird; denn Deine Briefe werden mir unterschlagen.“ Eine kleine Schattenseite entdeckte übrigens Ragler selbst gelegentlich an seinem famosen Spionagesystem; er befürchtete nämlich vermutlich nicht ohne Grund, daß seine fingerfertigen Helfershelfer das zur lieben Gewohnheit gewordene Schnüffeln auch an seiner eignen Korrespondenz betreiben möchten. In einem Brief an Kelmner tröstet er sich damit: „Bes jetzt sind Ihre Briefe mir unversehrt zugekommen.“ Sonst hätte man am Ende die Entdeckung gemacht, daß Ragler seine aus unterschlagenen Briefen herausgeschneffelten Informationen auch dazu benutzte, an der Börse Geschäften zu machen. Auf derartige Manipulationen verstand er sich nämlich aus dem ff. Zur Zeit der Belagerung von Antwerpen durch die Franzosen (1832), als es noch zweifelhaft war, ob Cassé die Stadt bombardieren werde, erhielt Ragler plötzlich einen Kurier mit der Nachricht, Antwerpen siehe in Flammen. Infolge des ausgeprengten Gerüchts seien — so erzählt Korbst — die holländischen Papiere in Frankfurt beträchtlich gefallen. Ragler

habe in Gemeinschaft mit Rossgild (von ihm brieflich „Amschölen“ genannt) aus dem Umstande so guten Nutzen gezogen, daß er, als nach zwei Tagen die Nachricht sich als fette Ente erwies, einen hübschen Profit einsteckte. Den frommen Nagler hat der iont gutpreußische Baruhagen von Ense gewiß mit im Auge gehabt, als er am 8. März 1840 über die Werkzeuge der gottseligen Politik der heiligen Alliance in Preußen das drastische Urteil seinen Tagebüchern einverleibte: „Gewiß hat keine Diplomatie eine solche Reihe schlechter und erbärmlicher Subjekte aufzuweisen, als die preussische in den letzten zwanzig Jahren. Verbrecher und Dummköpfe, Schufte, Wichte, Abenteurer, Lumpen in beliebiger Abstufung.“

k. Im Krater des Pelée während eines Ausbruchs. Einen außerordentlichen Mut hat der amerikanische Geologe G. C. Curtis bewiesen, der als erster den Fuß auf den Krater der Soufrière setzte und als erster den Gipfel des Mont Pelée erreichte. Er machte den Aufstieg fogar, während der Krater noch in Thätigkeit war. Im „Century Magazine“ beschreibt er, was er vom Rande des Kraters des Mont Pelée aus sah: „Es war eine abgerundete Aschenkeule, über die wir an einem scharfen Abhang von 30 bis 50 Fuß hinab in eine Masse von Dämpfen sehen konnten. Der innere Abhang war mit einer leichten pulverförmigen schwefeligen Menge bedeckt und fiel steil ab. Erstickender Schwefel drang uns in den Hals, und wir mußten unsere Augen gegen die beherrschende Säure schließen. Der frische Wind in unsrem Rücken machte es uns zwar schwer, in die Asche zu graben, um Fuß zu fassen, aber er brachte auch ein ständiges Gegen-gift gegen die Ausdünstungen. Stürmisch stiegen weisliche Ballen aufammengerollten Dampfes ständig aus dem Abgrund wie in einem spreitenden Schornstein empor. Im Schutze eines großen ausgehorrenen Bruchstückes auf dem Rande lagen wir und bebten bei dem Plabregen. Plötzlich kam von unten ein mächtiges wiederhallendes Donnern, ein Rollen wie von einer großen dahinsrasenden Lokomotive; die sich windenden Dämpfe öffneten sich, und es wuchsen dunklere Massen unter ihnen herauf. Dann trachtete es wie beim Sprengen großer Felsen, und es klang, als ob Massen einen Steinbruchabhang hinunterrollten. Darauf kam ein drei Minuten währendes Klirren wie von zerbrechendem Porzellan oder wie das Perschmettern ferner Granitblöcke, das immer schwächer und gedämpfter wurde und schließlich aufhörte. Um uns fiel Staub, Schwefelwolken sprangen heraus und wurden dann fortgeblasen. Wir blieben zwei Stunden auf dieser grimmigen Feuerlinie und horchten auf die Kanonade in dem geheimnisvollen Abgrund.“

Bei einem folgenden Aufstieg drang er mit seinen Gefährten in den Krater des Mont Pelée hinein: „In diesem unerforschten Grund mit dem Durcheinander von Nebel, Regen, Dampf und Staub und dem Dröhnen des Kraters zu unsren Füßen konnte man nur die wichtigsten Thatsachen aufschreiben. Aus meinem vom Regen durchweichten Taschenbuch entnehme ich daher direkt folgende Notizen: 3450 Fuß Schwefeldämpfe. Mit Blöden bestreute Oberfläche. In der Luft Staub. Brüllen ausbrechender Felsen. Brechen von Felsen. Feinpulverisierter Schwefelniederschlag, wie auf der östlichen Seite des Kraters. 2,38 nachmittags: Großer donnernder Ausbruch; läßt allmählich nach. Fortgesetzter Regen; bläst heftig. Schwefeldämpfe. Stürzende Felsen. 2,50: Noch schwere Wolken. Das Versten und Fallen von Felsen hält an. Gleiten auf der Innenseite des Kraters. Die schwersten Schläge kommen von N. 60 Grad W. durch Vergleich von Beobachtungen. Brauner Staub mischt sich mit dem Dampf der Kraterwolke. Ständiger Ausbruch, der an Stärke verschieden ist. 3,38: Ein Krachen. Fühlen die Hitze davon. 3,52: Zunahme der Explosionen.“ Bei der Rückkehr entkam er mit seiner Gesellschaft knapp einem Schlammstrom, den er folgendermaßen beschreibt: „Mit heftigem Erdbeben stürzte ein sinkender Wall einer schwärzlichen Masse mit fürchterlicher Eile gegen die Seite des Hohlweges, sprang zum entgegengekehrten Abhang und riß ihn nieder. Er schaukelte wie ein schwerer Frachtzug von einer Seite zur andren, er sprang und schaukelte und riß die Erde wie Papier fort. Dieser Katarakt von Erde und Wasser schoß und stürzte das Thal herab, und seine lodende Masse trug das Geröll oben. Der Grund wurde ordentlich geschüttelt, es war ein betäubendes Donnern und die Erdstöße um uns dauerten ständig. Wir sahen die Wälle wie in einem bösen Traum fortschmelzen; Sand, Kiesel und Felsmassen flogen in die Luft vor dem Sturm, fielen in die rasende Flut und wurden wie Spreu davongetragen. Der Strom, der nur Inöcheltief war, als wir ihn vor zwei Minuten gekreuzt hatten, war nun eine schwarze Masse kühlpfendenden Wassers mit Schlamm und Felsen, die zehn bis fünfzehn Fuß hoch war.“

Litterarisches.

e. k. „Sechzehn Jahre“, von Karl Larsen. München. Albert Langen. — Karl Larsen, der Verfasser des ebenfalls durch den Langenschen Verlag unsren deutschen Lesern zugänglich gemachten Romans „Spiehbürger“, giebt diesmal die Geschichte eines Mädchens von sechzehn Jahren. Das ist an sich wenig oder nichts. Denn was könnte das Großes sein, was so ein junges Menschending, halb Jungfrau erst und noch ein Kind, erfährt? Beate Steffensen wächst also im Hause ihrer Mutter, einer vom Manne, der ehemals dänischer Offizier gewesen war und sich 1864 mehrfach im Kriege ausgezeichnet hatte, böswillig verlassenen Frau heran. Eine viel ältere Schwester ist ihre Freundin. Den Vater hat sie kaum persönlich gekannt. Aber als sie nun heranwächst, bewahrt sie ihm eine

besondere Zuneigung. Nichts wußte sie von ihm, als daß er bei jedermann sehr beliebt gewesen war. Ob auch bei den Frauen, das erfährt sie erst von Schulfameradinnen — nicht von Mutter und Schwester — kurz vor der Konfirmation. Sie soll Lehrerin werden. Deshalb wird sie nun nach Kopenhagen geschickt, um das Seminar zu besuchen. Sie wohnt hier bei der Familie eines Tischlermeisters, der als Soldat ihren Vater sehr gut gekannt und demselben bis auf diesen Tag enthusiastische Verehrung bewahrt hat. Da ist auch ein Advokatur-Assessor im Hause. Er hat zwar nichts in seinem Wesen, was Frauen anzieht, aber er ist der einzige jüngere Mann hier. Man lernt sich bei der gemeinschaftlichen Familientafel kennen, spielt ab und zu ein Geduldspielchen, plaudert auch wohl einmal, und die Hauptsache: man wohnt ja Wand an Wand. Da feimt schließlich in jedem Wackfischherzchen so was empor, was die Menschen „Liebe“ nennen. Beate weiß also eines Tages, daß sie den Assessor liebt. Daß er sich ihr nun erkläre, ist natürlich ihr ganzes Sinnen — und Hoffen. Allein als er ihr schließlich ein Geständnis macht, da ist es nur die Beate aus allen Himmeln ihrer Schwärmerei reißende Mitteilung, daß er sich mit einer Stadtdame heute verlobt habe... Am liebsten möchte sie jetzt sterben. Aber da junge Mädchenherzen niemals an ihrer Wackfischhebelelei den Tod zu finden pflegen, sondern nun erst recht auf den richtigen „Zukünftigen“ hoffen oder wenigstens von solchen Idealen träumen, so schied sich Beate drein. Der Assessor ist rasch überunden — und sie behält sich als ein gesundes Mädchen, aus dem später ein ganz „brillantes Frauenzimmer“ werden kann. Wie gesagt: diese Lebens- und „Liebes“geschichte wäre an sich ganz belanglos, wenn Larsen nicht doch ein anziehendes Gemälde hätte schaffen können. Der Reiz desselben besteht in der ungemein liebevollen Schilderung des Alltags- und Kleinlebens, das diese Menschen führen. Da lebt und webt alles, selbst das Unansehnlichste bekommt Bedeutung. Gesunde, durch nichts angegriffene Kraft des Leibes wie des Gemüts ist diesen Leuten eigen. Verb. frisch, herb ist auch ihre Sprache. Mathilde Manns Uebersetzung giebt des Autors originelle Schreibweise — bis auf einige etwas ungelente Satzglieder, die sicherlich nicht auf Larsens Konto fallen — vorzüglich wieder. —

Humoristisches.

— Aus einer Bürgermeisterei. Bürgermeister: „... Steht fest zu mir, Mitbürger. Das nenne ich wahr, herrliche Eintracht, wenn die Bürger ihrem erwählten Oberhaupt willig folgen wie eine Herde Schäflein ihrem — ihrem...“
Mitbürger einfallend: „Hammel! Hammel!“ —
— Zeitbild. „He, guter Freund, was schleppt Ihr denn da den Berg hinauf?“
„Im Kloaken Kahl a Bier; im großen a Tinten fürs Ansichts-kartelschreiben!“ —
— Abgeführt. Herr: „In diesem Album stehen ja lauter Dummheiten!“
Mädchen: „Nun, da wird es Ihnen nicht schwer sein, auch was 'reinzuschreiben!“ —
(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Jenuh Groß vom Lessing-Theater ist vom September d. J. an für das Residenz-Theater verpflichtet worden. —
— Die Neue freie Volksbühne eröffnet am kommenden Sonntag ihre dritte Abteilung. Zur Aufführung gelangt wieder „Schlagende Wetter“ von Eugenie delle Grazie (Velle-Alliance-Theater. Nachmittags 2½ Uhr). —
— Max Halbes Drama „Mutter Erde“ erzielte bei seiner Aufführung im Münchener Schauspielhause einen starken Erfolg. —
— Adelfina Patti hat eine Konzerttournee durch die Vereinigten Staaten abgeschlossen. Sie giebt 60 Konzerte und bekommt für jeden Abend 5000 Dollar, außerdem noch 50 Proz. des Ueberschusses, wenn die Einnahmen für das Konzert 7500 Dollar übersteigen. —

Büchereinkauf.

— Leonid Andrejew: „Es waren einmal“. Novellen. Berlin. Neufeld u. Genius. —
— Maxim Gorki: „Der rote Wasla“. Novellen. Berlin. Neufeld u. Genius. —
— Karl Larsen: „Was siehst Du aber den Splitter —“. Roman. Berlin und Stuttgart. Agel Juncker. —
— Maxim Gorki: „Ein wildes Mädchen“. Roman. Neufeld u. Genius. —
— Richard Le Mang: „Fabrikant Hartmann“. Drama. Dresden und Leipzig. Karl Reimer. —
— Moriz Keder: „Franz Grillparzers Leben und Schaffen“. Leipzig. Max Hesses Verlag. —
— F. Plehn: „Anleitung zur Brillenbestimmung in einfachen Fällen für Optiker und Mechaniker“. Berlin. Verlag der Administration der Fachzeitschrift „Der Mechaniker“. —